Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **15 (1933)**

Heft 51

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Sortimentsbuchhandlung
Herbert Lang & Co., Münzgraben/
Amthausgasse, Bern

Winterthur, 22. Dezember 1933 | Erscheint jeden Freitag | 15. Jahrgang Nr. 51

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich

Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 18.44, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vormals G. Winkert, A.-G. Telephon 27.52

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Wochenchronik.

Aus der Bundesversammlung.

Bern, den 21. Dezember 1933.

Morgen ist Sessionsschluß. Mit Leichtigkeit hätte das schon heute sein können, wenn der Nationalrat seine Debatten nur einigermaßen beschneiden wollte. Allein die Meisterschaft des sich Beschränkens bleibt ihm versagt. Dafür darf man sich verwundern, daß das Prinzip der „Gleichschaltung" bei der Behandlung wichtiger und unwichtiger Dinge so weit gediehen ist.

Die Wochenarbeit begann im Nationalrat mit der Weiterberatung des Bundesgesetzes über die politischen und polizeilichen Garantien zugunsten der Eidgenossenschaft. Die Kommission beantragte Festhalten an dem zurückgewiesenen Artikel 8, laut dem die Bundesräte dem Recht ihres Heimatkantons unterstellt sind und folglich an ihrem Domizil nicht Steuern bezahlen. In Wirklichkeit führt das dazu, daß sie von Steuern überhaupt befreit bleiben, weil 21 Kantone es als eine Ehrenpflicht betrachten, den von ihnen gestellten Bundesrat unbesteuert zu belassen. Nur der Kanton Bern weiß nichts von dieser Ehrenpflicht. Herr Farbstein, Zürich, fand nun, daß es am einfachsten wäre, das ganze unbefriedigende Gesetz an den Bundesrat zurückzuverweisen, mit dem Auftrag, es mit dem Bundesgesetz über die Verantwortlichkeit der eidgenössischen Behörden und Beamten zu verschmelzen. Andere sozialdemokratische Mitglieder und der Sozialpolitiker Gadient erklärten sich erneut gegen den Artikel 8: „Wir wollen keine Bürger zweierlei Rechtes". Doch diese Logik verfing nicht gegenüber der 80jährigen Praxis. Das Gesetz wurde mit dem unveränderten Artikel 8 angenommen.

Mühsam ging es nun vorwärts mit der Beratung des Voranschlags des Bundes. Um eine Militärdebatte kam man auch diesmal nicht herum, auch nicht um den üblichen kommunistischen Antrag, das ganze Militärbudget zu streichen. Ausgangspunkt für eine teilweise recht leidenschaftliche Aussprache bildete der Fall des Neuenburger Leutnants Pointet. Dieser junge Offizier hatte in einer öffentlichen Versammlung den als Gegner der Landesverteidigung bekannten Nationalrat Graber als Regierungsrat für den Kanton Neuenburg empfohlen. Daraufhin wurde er von den militärischen Vorgesetzten zur Disposition gestellt und eine Untersuchung über seine persönliche Einstellung zur Landesverteidigung eingeleitet. Man trat nun von sozialistischer Seite mit aller Energie dagegen auf, daß einem Mitglied des Offizierskorps die Freiheit der Meinungsäußerung beschnitten werde. Den Militärbehörden komme kein Recht zu, Untersuchungen über religiöse oder parteipolitische Auffassungen bei Angehörigen der Armee vorzunehmen. Auch eine freisinnige Stimme ließ sich in diesem Sinne hören. Bundesrat Minger und eine Reihe bürgerlicher Redner verschiedener Fraktionen betonten dagegen das Recht, die Mentalität eines Offiziers festzustellen. Erklärt sich Leutnant Pointet für die Landesverteidigung, dann kann er jeden Augenblick reaktiviert werden. Im andern Fall hat eine Fortsetzung seiner Offizierslaufbahn keinen Sinn. Bundesrat Minger betonte es als selbstverständlich, daß auch in Fällen antidemokratischer fascistischer Einstellung von Offizieren ein gleiches Vorgehen am Platze sei.

Jetzt endlich ist der Voranschlag unter Dach, nachdem noch eine Reihe von Differenzen zwischen den Räten hin und her gegangen sind. Zur Beratung gelangten zwischenhinein Motionen, Postulate, Interpellationen. Mehrere davon betrafen Fragen, die namentlich für die Weihnachtstagenden von Wichtigkeit sind. Verschiedene Wünsche betreffend Förderung des Viehabsatzes haben den Weg zum Chef des Volkswirtschaftsdepartements gefunden. Ein Tuberkulosegesetz für das Rindvieh soll zur Handhabe werden, um durch Beseitigung tuberkuloseverdächtiger Kühe eine Sanierung des Viehbestandes und die erwünschte Entlastung des Nutzviehmarktes zu erzielen.

Mit ungewohnter Mäßigung begründete der Kommunist Bringolf der Stadtpräsident von Schaffhausen, eine Interpellation über nationalsozialistische Uebergriffe in Schaffhausen, die zur hochgradigen Beunruhigung der Bevölkerung führten. Dabei kam er auch auf den jüngsten deutsch-schweizerischen Zwischenfall zu sprechen, auf das Anhalten des Zuges Zürich-Schaffhausen auf deutschem Boden bei Jestetten und auf die Untersuchung, welche sich die Reisenden gefallen lassen mußten. Nach seinen Ausführungen herrscht in Schaffhausen wahre Empörung, namentlich über eine am 6. Dezember von der Ortsgruppe Schaffhausen der nationalsozialistischen Arbeitervartei Deutschlands in Schaffhausen veranstaltete Versammlung, bei der ein führender Nationalsozialist aus Stuttgart als Referent auftrat und die Bilder Hitlers und Hindenburgs an den Saalwänden prangten. Bundesrat Häberlin beantwortete die Interpellation Punkt für Punkt. Er stellte fest, daß man einer in Schaffhausen ansässigen nationalsozialistischen Arbeitergruppe das Abhalten einer geschlossenen Veranstaltung nicht verbieten könne. Hingegen war es durchaus ungehörig, daß man im nahen deutschen Büsingen zum Besuch dieser Versammlung in Schaffhausen aufforderte und daß deutsche Nationalsozialisten über die Grenze zur Versammlung kamen. Darin lag ein berechtigtes Moment der Beunruhigung für die Bevölkerung von Schaffhausen. An den Behörden wäre es gewesen, für Ordnung zu sorgen, anstatt den Ordnungsdienst der „Straße" zu überlassen. Das Staatsschutzgesetz, das eben jetzt von Kommunisten und Sozialisten bekämpft wird, bildete die beste Handhabe für den Bundesrat, um in derartigen Fällen einzugreifen. Ueber das Anhalten des Schweizerzuges bei Jestetten wird sich der Bundesrat später äußern, nachdem er über die Anselegenheit mit den deutschen Behörden freundschaftliche Rücksprache gepflogen hat. Bundesrat Häberlin glaubt nicht, daß sich diese Zugsaffäre wiederholen wird, denn höhern Ortes in Deutschland wird man sich gewiß sagen, daß das Aus-dem-Zugwerfen verbotener Zeitungen nicht als eine Gefahr für das deutsche Reich bewertet werden kann.

Im Ständerat ging es an den wenigen Sitzungen dieser dritten Woche nur allzu ruhig zu. Präsident Riva stellte fest, daß es nicht die Schuld der ständerätlichen Kommissionen ist, wenn in dieser Session wiederholt Arbeitsmangel in der kleinern Kammer eintrat. Es wird durch vermehrte Zuweisung von Prioritäten an den Ständerat für einen bessern Ausgleich der Arbeit zwischen beiden Räten gesorgt werden müssen. Die Berichte der Kantone über die Verwendung des Alkoholzehntels, die Kompetenzerweiterung des Bundesrates für die Aufnahme von Anleihen, die Nachtragskredite pro 1933 und Differenzen im Voranschlag des Bundes bildeten die zu erledigenden Geschäfte. Auch hier lag der Kommissionsantrag vor, bei den Nachtragskrediten den Beitrag für das Schweiz. Sekretariat für den Hausdienst zu streichen. Doch fügte der Berichterstatter erklärend bei, daß es sich lediglich um eine andere Buchung, keineswegs aber um eine Nichtgewährung des Beitrags handle. Nach unsern Erkundigungen beim Präsidenten der ständerätlichen Finanzkommission soll der Beitrag pro 1933 für das Sekretariat aus dem Kredit für die Arbeitslosenfürsorge entnommen werden, unter der Bedingung, daß die schweizerischen Frauenverbände dem Bundesbeitrag von 10.000 Fr. weitere 5000 Fr. an die Seite stellen.

Nicht behandelt wurde bis dahin das Postulat von Nationalrat Schmid, Zürich, vom 22. Juni, zu dem der Bund schweizerischer Frauenvereine und der Schweiz. Verband für Frauenstimmrecht etwas verstärkt eine Eingabe an die Nationalräte geleitet haben. Es liegen von Herrn Schmid neben diesem Postulate noch drei Motionen zur Begründung bereit, so ist es nicht einmal sicher, daß das Postulat in der am 12. März beginnenden Frühjahrssession zur Behandlung gelangen kann. Die Zeit bringt so viel Wichtigeres und Dringenderes, daß man ruhig noch eine Kastanienblüte auf der Bundesterrasse vorbeigehen lassen darf, bevor man sich mit der Frage der Abänderung der Bestimmungen über das Dienstverhältnis der Beamten, Angestellten und Arbeiter der Bundesverwaltung, der Regiebetriebe des Bundes und der Bundesanstalten, in dem so wenig frauen- und familienfreundlichen Sinne des Herrn Schmid befaßt. J. M.

Zu Weihnachten.

Kleine, eng an den Hang geschmiegte Berghütten vermögen in der Zeit der kurzen Tage lange dunkle Schatten über die Hänge zu werfen und den Menschen diesen Schatten heimlich und traut oder auch kalt und schreckhaft empfinden zu machen. Wir haben zwar viel Gerank von wundersamen Erzählungen rings um die Geburt des Jesuskindes geflochten, aber es bleibt doch bestehen, daß es nur ein kleines, schutzbedürftiges Kindlein ist, in dem die Kraft verborgen wohnt, die in der Menschen Leben starke, gewaltige Schatten zu werfen vermag, traut und schreckhaft zugleich. Und wir wissen nicht, wer sich mehr irrt, der, dem es traut oder der, dem es schreckhaft ist, denn es ist nicht das eine oder das andere, es ist beides.

„Und sie fürchteten sich sehr", heißt es von den Hirten auf dem Felde, als „die Klarheit des Herrn sie umleuchtete". „Und sie erschraken", heißt es auch später immer wieder von Menschen, die Jesus begegnen. Und ihnen wird gesagt: „Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude, die allem Volk widerfahren wird". Wir sind ein Volk, das da im Finstern sitzt und sich fürchtet, dem von Gott her ein großes Licht und große Freude gesandt wird. Und dann gehen wir und feiern diesen Tag mit Tannenbäumen, da jedes einzige Zweiglein die Form eines Kreuzes nachbildet. Das kleine Kind, heute im Stall zu Bethlehem geboren, soll morgen durch seinen Tod am Kreuz die Welt erlösen, zum Messias werden. „Wunderrat, Kraft, Held, Friedefürst wird er heißen", haben die Alten vom Messias gesungen und deuten wir auf dieses kleine Kind. Darum ja feiern wir seinen Geburtstag in aller Welt.

Ein kleines Kind ist es ja nur. Was soll uns ein kleines Kind Hilfe und Rat sein können? Wir Große sind schon so hilf- und ratlos. Was soll uns da ein kleines Kind! Wir geraten von Jahr zu Jahr immer mehr in Dunkelheit und Wirrnis. Die Geschichte von dem kleinen Kinde aber, das da Wunderrat, Kraft, Held und Friedefürst geheißen wird, diese Geschichte kann heute eigentlich nur mehr Kinder angehen. Wir Große sind zu müde dazu. Wir haben schon so viel versucht. Wir haben schon so wunderbare Räte gefunden, so heldenhafte Wege uns ausgedacht. Konferenzen und neue politische Richtungen, weitreichende Reformvorschläge, viel starkes, leidenschaftliches Hoffen und Erwarten allenthalben, das doch immer wieder in kurzer Zeit sich zu Asche ausgebrannt hat. Das ist es, was uns so müde, so rat- und hilflos macht. Denn das sind wir, wenn wir auf den Grund gehen, eine entsetzliche Ratlosigkeit steckt in Wahrheit hinter all unserem scheinbar so starken und leidenschaftlichen Leben. Wie sollte es auch anders sein können! Was wir erreichen, ist ja nichts weiter, als daß jedes Jahr die Wirrnis und Uneinigkeit noch da sind, eher größer und schwerer geworden sind. Vielleicht ist es mit unserem Groß- und Ausgewachsensein doch nicht getan. Vielleicht sind unsere klugen Pläne und auserlesenen Versuche doch nicht die richtigen. Vielleicht muß es ganz, ganz anders angefangen werden. Vielleicht muß es an uns geschehen, wie wir es längst schon verlernt haben, es geschehen zu lassen, wie auch wiederum nur Kinder es können: es sich schenken lassen. Vielleicht wenn wir einmal ganz, ganz am Rande sind mit unseren Möglichkeiten, mit unserer Größe und Stärke, daß es dann geschieht, daß wir zurückkehren zu den Anfängen und irgendwo in diesen Anfängen auch dem Kinde begegnen, das da die Kraft hätte, seine schreckhaften und tröstlichen Schatten über unser und aller Menschen Leben zu werfen.

Daß dies immer noch an uns geschehen mag, die wir doch schon so und so oft fortgelaufen sind, daß wir es immer noch kühnlich wagen dürfen zu behaupten: „Du Kindlein zu Bethlehem bist der Wunderrat, Kraft, Held, Friedefürst, auf den wir warten, den wir eigentlich mit all unserem fruchtlosen Suchen und Laufen meinen", das ist das Wunder der Weihnacht. Du Kindlein zu Bethlehem vermagst, was wir Große mit all unserem Mühen nicht vermögen: uns zu lösen von der Verkrampfung in uns selber, uns zu lösen aus der grenzenlosen Einsamkeit unserer Herzen und die Verheißung des Gottesreiches über uns aufzurichten, kühnlich und unvergeßbar mitten in all dem, das so ganz anders zu sein behauptet. Du Kindlein zu Bethlehem vermagst nun in diesen Tagen, auch wenn wir tausendfachen Lärm um deinen Geburtstag machen, ein stilles, leises Leuchten in unseren Herzen aufbrechen zu machen: ein Hoffen in kurzen Wintertagen, ein Bitten und Sehnen in die langen Tage hinüber: Kyrie eleyson, o Herr komm zu uns.

Greti Caprez-Roffler.

Probleme der Mutterschaft.

II.

Der Standpunkt des Arztes.

Aus einem Vortrag von Dr. med. Thes Koller, von 1923—1933 Assistenzarzt an der Kant. Frauenklinik Zürich und 1930—1933 leitender Arzt der gynäkologisch-geburtshilflichen Poliklinik daselbst.

Hygiene, Medizin, Technik und die allgemein höhere Bildung der großen Masse sind Faktoren, die in Zeiten des wirtschaftlichen Niederganges und Stillstandes zu ganz unbeabsichtigten Folgen führen können. Die Säuglingssterblichkeit ist auf ein Viertel des früheren Wertes gesunken; Seuchen, Tuberkulose und andere Infektionskrankheiten sind eingedämmt und durch wirksame Unfall- und Krankheitsprophylaxe das durchschnittliche Alter der Menschen in unseren Gegenden bedeutend erhöht worden. Die Bevölkerungszahlen haben trotz Rückgang der Geburten noch zugenommen, zudem bringt die Konzentration der Bevölkerung in immer größeren Städten ganz neue Probleme für die Lebenshaltung. Die Höherzüchtung der Rasse und die soziale Hebung des Proletariats wirkt sich in einer Zunahme der Lebensbedürfnisse, aber auch in vermehrtem Verantwortungsgefühl für Familie und Nachkommen aus.

Auch die Stellung der Frau ist eine andere geworden. Früher war die Frau Mutter und Behüterin der Familie. Hatte sie viele Kinder, so waren ihre Kräfte durch Geburten, Kindererziehung und Haushalt schon bis zur zulässigen Grenze beansprucht. Einsache Frauen waren oft frühzeitig verbraucht. Heute stehen nicht nur ledige Frauen im Erwerbsleben, sondern auch sehr viele verheiratete Frauen, die bei Arbeitslosigkeit oder ungenügendem Erwerb des Mannes außer den häuslichen Pflichten und den Aufgaben ihres Geschlechtes noch den Unterhalt der

Maria und Jesus, das Kind.

Von Ruth Schaumann.

Er schlief und hatte durch die runden Lider
Den Blick versperrt und auch sein kleines Herz
Und wie ein sanfter Himmel sah ihr Schmerz
Auf das so süß verschlossne Leben nieder.

Sie wußte nicht, was seinen Traum bewegte,
Und sah den bunten Ball beschwörend an,
Der so verloren durch die Wiege rann,
Bis sie ihn trauernd auf den Rasen legte

Und blasse Hände vor die Augen bot
Als Schale für das heiße Niedertauen,
Das tropfenhaft ihr Herz hervor gebrannt,

Weil ihre Liebe als ein sichres Lot
In ihres Kindes schlafumhegtem Schauen
Des ew'gen Vaters Thron und Reich erkannt.

Weihnachtsgang auf den Soracte.

Von Hilde Holzer-Knauth.

Als bei Euch droben im Norden Groß und Klein am Fenster stand um nach Schnee und Eis auszuspähen, waren wir auf unserem cömischen Balkon und sagten: „Wenn doch nur endlich einmal der Schirokko aufhören woll'e!"

Und er hörte auf; es kamen die wundervollen Tage, die kalt am Morgen und am Abend, aber sonst voll warmer Sonne sind, wo die Rosen in den Gärten neben dem frischen Grün des Rasens leuchten, Orangen und Zitronen, wie goldene Kugeln am Weihnachtsbaum, zwischen dunkelgrünen Zweigen hängen.

Weihnachten; es scheint uns hier so ferne gerückt, beinah als ob es nur den Leuten in kälteren Ländern vorbehalten sei. Um nun das Fest noch auf ganz besondere Weise zu feiern, stiegen wir am Weihnachtssonntag auf den Soracte, den Berg, welcher der Schauplatz uralter Kulte war und der dem von Norden kommenden Fremden das erste Wahrzeichen Roms ist.

Nahe der alten Porta del Popolo, durch die Goethe in die Ewige Stadt einzog, nehmen wir die kleine, funkelnagelneue elektrische Bahn, die nach Viterbo fährt. Es geht gleich durch den Berg und dann halten wir bereits bei der Acqua acetosa, einem der Lieblingsorte Goethes; der malerische Brunnen liegt verlassen vor uns. Das Gras ist bereift, aber schon kommt die Sonne und wird bald diese Spuren des Winters tilgen.

Nun geht es in die Campagna hinein: der Boden, vulkanischen Ursprungs, ist leicht gewellt; das Gelände wird besonders dort, wo fließendes Wasser seltsame Klippen gebildet und Schluchten eingerissen hat, sehr malerisch. Ein mattes Grün und rötliches Braun sind die vorherrschenden Farben der Landschaft. Die kleinen Hügel, von Wasserinnen durchfurcht, sind linienweise mit Oliventäumen bepflanzt, deren graugrünes Laub über den silbernen Stämmen duftig in der weißen Morgenluft steht.

Wir fahren durch tuskisches Land, neben der alten Via Flaminia. Steil und wundervoll gemeißelt hebt sich der Kalksteinrücken des Soracte gegen den blauen Himmel ab. Schon erkennen wir S. Oreste — der Ort soll aus dem 10. Jahrhundert stammen und sein Name ist wohl die Verstümmelung des alten Bergnamens — auf einem vorgeschobenen Felsplateau liegend: noch eine Biegung und wir sind bei der Station angekommen.

Die Luft ist köstlich frisch, der Feldweg auch feucht und die gefiederten kleinen Sänger zwitschern über uns, noch unbekümmert der Jäger, die leider, besonders Sonntags, überall herumstreifen, ihnen nachzustellen.

Breit und schön, in rötlichgrauen Tönen liegt der stattliche Berg vor uns, den Horaz und Virgil besungen haben — der Gipfel ist 690 Meter hoch und soll in kältesten Wintern schneebedeckt sein — so sagte schon Horaz: „Vide ut alta stet nive candidum — Soracte". (Ode IX, 1. Buch.)

In der steinigen Einöde am Fuße des Berges saß im 10. Jahrhundert ein Benediktinermönch in dem nun zerstörten Kloster von S. Andrea, und schrieb seine Chronik, eine wichtige Quelle mittelalterlicher Geschichte.

Einer alten Sage zufolge soll ein dem Apoll geweihter Tempel auf dem Berggipfel gestanden haben, auf dessen Trümmern später Kloster und Kirche von S. Silvestro erbaut wurden. Dieser Papst Sylvester, welcher den Kaiser Konstantin im Lateran zu Rom getauft haben soll, welcher „ganz Italien, Rom, ja das Abendland" sich von diesem Kaiser schenken ließ, lebte auf dem Soracte versteckt zur Zeit der letzten Christenverfolgung.

Der Weg nach S. Oreste hinauf führt durch Olivenhaine. Die Bäume scheinen teilweise uralt, die grauen Stämme sind geborsten, gewunden wie die Säulen, an denen wir die glitzernden Mosaiken der Cosmaten bewundern. Der Boden liegt voll von den bläulichen Früchten. Es ist eine wohltuende Stille ringsum; unterhalb des Ortes, der auf seliger Höhe mit grauen, mittelalterlichen Türmen und ebenso grauen Häusern aufragt, weiden Maulesel.

Und auf einmal beginnen droben die Glocken zur Messe zu rufen.

An S. Oreste vorbei führend, beginnt die „mulattiera", ein steiler Saumpfad, zwischen weißem Kalkgestein. Wir steigen empor, nun den Sabinerbergen zugewandt, von denen der Soracte durch weitige Niederung und den sich schlängelnden Lauf des Tibers getrennt ist. Die einzige Vegetation bilden, etwas unterhalb des Gipfels, dunkle Steineichen; das durch die Zweige fallende Sonnenlicht malt ein hübsches Licht- und Schattenspiel auf den sonst kahlen Weg. Einzelne friedliche Eiel weiden auf dem Berg; grunzend eilt ein schwarzes Borstenvieh zu seinen Jungen, die als eilende, kleine Schar plötzlich auftauchen und davonstieben.

Immer steiler und steiniger wird es: weiße Schafe klettern zwischen dem hellen Gestein, darunter langhaarige Tiere aus Sardinien. Schon liegt das Klosterkirchlein der Madonna delle Grazie vor uns und noch höher, auf dem Gipfel, die Ruinen des Sylvesterklosters. Wir schreiten durch ein paar verfallene Räume und treten dann hinaus an die Sonne.

Der Rundblick ist wunderschön. Das Tal zwischen Soracte und Tiber, mit all den vielen Feldern sieht von hier oben wie ein Buch voll kleiner Stoffmuster aus: braun und grün liegt es da, mit goldfarbenen, herbstlichen Bäumen und den silbrigen Oliven, deren zierliche Reihen man bis in die Ferne erkennen kann, wo längs dem Tiber und gegen

Familie bestreiten. Solche Frauen leiden unter dem Übermaß an Arbeit und Verantwortung; der harten Wirklichkeit ist die feinfühlige Frau oft nicht gewachsen. Das natürlichste Empfinden der körperlich und geistig gesunden Frau, die Freude am Kind, wird im Alltagsleben und in den Sorgen um die Existenz erstickt.

Nur selten wird das Fortbestehen der Schwangerschaft durch eine Allgemeinerkrankung der Frau gefährdet. Der Arzt wird in Würdigung des Einzelfalles den richtigen Weg finden. Wir gehen heute in der Indikationsstellung zur Schwangerschaftsunterbrechung weiter und berücksichtigen auch die seelischen Faktoren, welche in gewissen Fällen zu einer Dauerschädigung des Nervensystems der Frau führen können. Die soziale Indikation, d. h. die Begründung der Schwangerschaftsunterbrechung durch Armut, soziale Mißstände, Erwerbseinbuße, Stellenlosigkeit, kurz gesagt durch alle nur in der Umwelt liegenden Faktoren, ist verboten. Ohne auf die zahlreichen ethischen, moralischen und religiösen Bedenken einzugehen, die gegen eine solche Erweiterung der Schwangerschaftsunterbrechung sprechen, genügt der Hinweis auf die Gefahren für Leben und Gesundheit der Frau, die jedem operativen Eingriff folgen können.

Diesen Frauen, welche glauben, die Schwangerschaft nicht austragen zu können, müssen wir helfen. Ihrem Schicksal allein überlassen, gehen sie einen Weg, der wenig für unsere hohe Kulturstufe spricht. Es muß an dieser Stelle besonders erwähnt werden, daß das Denken und Ueberlegen der Frau viel mehr als beim Manne durch das Gefühl beeinflußt wird. In der Schwangerschaft bemerkt man oft eine bis ins Krankhafte gesteigerte Labilität der Stimmungen und Empfindungen, bei gleichzeitig verminderter Widerstandskraft. Wie sollen nun einfache, überarbeitete Frauen allein den Mut aufbringen, den scheinbar unüberwindbaren Hindernissen zu trotzen? Wie können wir erwarten, daß ein lediges Mädchen bei Verlust von Stellung und Ansehen die klare Ueberlegung behalten kann? Die Gesetze geben die allgemeinen Grenzen und Richtlinien, helfen aber muß die Frau der Frau.

Es ist auffällig, wie oft nach einem unglücklich verlaufenen Eingriff durch eigene oder verbrecherische Hand von der Frau die Aussage erhalten wird, daß sie nicht wußte, an wen sie sich hätte wenden können. Sie war sich selbst überlassen, verzweifelt, deprimiert und handelte in einem Zustande verminderter Zurechnungsfähigkeit. Und zwar können seelisch völlig Normale bei einem Uebermaß äußerer ungünstiger Verhältnisse so reagieren. Deshalb muß zur wirksamen Bekämpfung des kriminellen Abortes besonders die Schwangerenhilfe in den ersten Monaten der Schwangerschaft ausgebaut werden.

Ein Teil der Konflikte ist rein ideeller Natur. Die Persönlichkeit der Frau, ihr Ansehen, ihre gesellschaftliche Stellung sind bedroht. Oft ist auch die Ehe innerlich zerrissen, oder der Mann ist schwer krank, inhaftiert, liederlich. Besonders schwierig sind die Verhältnisse, wenn der Partner bereits verheiratet ist, durch Austragen der Schwangerschaft die Geheimhaltung unmöglich wird und weitere Menschen ins Unglück gebracht werden. Die stichwortartige Aufzählung einzelner Situationen gibt einen Begriff von der Mannigfaltigkeit solcher Probleme, zeigt auch gleichzeitig, wie unendlich schwierig gerade bei diesen vorwiegend ideellen Konflikten die Hilfeleistung sein kann. Je offener und zugänglicher der Charakter der Betroffenen, umso besser die Erfolge. Aber Fehlschläge sind, besonders beim Vorherrschen ideeller Momente, nicht zu vermeiden. Es kommt vor, daß bei Frauen, die durch frühere Fehlgeburten seelisch unempfindlicher geworden sind, wenn Milieu, Erziehung und Erbschäden das ihre zur Gefühls- und Moralverflachung beigetragen haben, ethische Begriffe überhaupt fehlen und daß die Gründe für Ablehnung der Schwangerschaft nur noch in Bequemlichkeit und Eigennutz liegen.

Einfacher für die Beurteilung sind die Konflikte, die in den ungünstigen sozialen Verhältnissen ihren Grund haben. Der graue Alltag, die Arbeitslosigkeit, Erwerbsausfall, Wohnungsnot, Schulden, Kantons- oder Landesverweisung sind einige dieser Untergruppen. Kann man es einer Frau verargen, wenn sie nicht durch ein weiteres Kind der Armenbehörde zur Last fallen will? Diese Situation ist häufig geworden, denn viele Familien sind am Minimum der Existenzmöglichkeit angelangt. Meist treffen mehrere Faktoren zusammen, es liegt das soziale Elend nicht nur in der Arbeitslosigkeit oder der hohen Kinderzahl bei niederem Einkommen, sondern oft muß ein vielgestaltiges Ganzes von sozialen, seelischen und körperlichen Momenten entwirrt werden.

Arzt und Fürsorge müssen zusammen arbeiten, die Beurteilung des Krankhaften liegt beim Arzte, er hat zu entscheiden, ob die Frau ohne Dauerschädigung oder Lebensgefahr die Schwangerschaft austragen kann. Dabei wird er sich immer klar sein müssen, daß auch die Operation nicht gefahrlos ist. Die statistischen Erhebungen über das Schicksal der Frauen nach Schwangerschaftsunterbrechungen müssen verglichen werden mit den Lebensaussichten der Frauen, bei welchen die Unterbrechung abgelehnt wurde. Ebenso ist die Zahl der Fehlgeburten getrennt bei Ledigen und Verheirateten genau zu kontrollieren. Dahin gerichtete Erfahrungen und statistische Verarbeitungen an der Universitätsfrauenklinik Zürich, die bis ins Jahr 1930 zurückreichen, haben den Wert der Schwangerenfürsorge klar bewiesen. Man könnte sich fragen, ob nicht auch noch andere Möglichkeiten bestehen, das Problem der unerwünschten Schwangerschaft und des kriminellen Abortes erfolgreich anzugehen. Gesetze sind nur dazu da, allgemeine Richtlinien und Grenzen zu errichten, sie können aber nie dem Einzelfall gerecht werden, kommen also als praktische Hilfe für unser Gebiet nicht in Frage. Die Freigabe der Schwangerschaftsunterbrechung lehnen wir Aerzte ab, ohne daß es für diese Auffassung der ungünstigen Erfahrungen anderer Länder bedurfte.

Hingegen erscheint es logisch, durch Verhütung der Schwangerschaft das Auftreten dieser Mißstände zu verhindern. Auf Wunsch der Frau kann bei gewissen seelischen und körperlichen Erkrankungen die operative Sterilisation ausgeführt werden. Ist der Mann krank, oder durch sein liederliches oder trunksüchtiges Wesen schuld an der Zerrüttung der Familie und der seelischen Erschöpfung der Frau, dann soll bei ihm diese Operation vorgenommen werden. Genügen aber dem Arzte die Gründe zur operativen Sterilisation bei den Ehegatten nicht, — und dies trifft für die große Mehrzahl der Fälle mit bloß relativer und zeitlicher Indikation zu —, dann bleibt die Geburtenregelung dem Verantwortungsgefühl des Einzelnen überlassen. Die praktische Erfahrung zeigt nun leider, daß nicht so sehr die Mittel, als viel mehr die Menschen versagen. Je größer die Not, umso häufiger die Mißerfolge. Erstaunlicherweise wird der Arzt immer erst dann aufgesucht, wenn die Angst besteht, daß wieder eine Schwangerschaft eingetreten sei. Was der Arzt in solchen Momenten von seinen Patienten zu hören bekommt, ist leider allzu oft ein Zeichen der Verworrenheit und Entartung heutiger Begriffe.

Zum Schluß sei es gestattet, auf eine viel wesentlichere und höhere Hilfe der Schwangerenfürsorge hinzuweisen: Die Einstellung zum Kinde muß wieder anders werden. Die Diskussion über die Schwangerschaftsunterbrechung haben zu sehr im Volke Vorstellungen erweckt, als sei die Frage des Kindes mit Werturteilen wie bequem, rentabel, angenehm oder erwünscht zu belegen. Der Sinn für das Wunderbare und Zeitlose ging verloren. Die Vorstellung, daß das Leben erst mit der Geburt beginne, sollte das Gewissen beruhigen. Der Schritt von der Lebensrettung der Mutter zur Gefälligkeit gegenüber der Mutter war getan.

Es ist menschlich, daß die Zunahme der Schwangerschaftsunterbrechungen den Wunsch darnach ins Unmögliche und Widernatürliche steigerte. Niemandem wird daraus ein Vorwurf gemacht; aber die Zeit ist da, dieser Entwicklung einer materialistischen, krisenhaften Zeit Einhalt zu tun und sich der tieferen Bedeutung dieser Frage für unser Gefühls- und Seelenleben bewußt zu werden.

Wir werden nie ungestraft die Basis natürlichen Geschehens verlassen dürfen, deshalb muß trotz „modernster Entwicklung" der Sinn für die Frau als Mutter und Behüterin der Familie wieder geweckt werden. Nicht das Stichwort von der gewollten Mutterschaft, sondern die Erfassung des Wunders vom werdenden Leben tut not!

Schenket Euern Freunden

nichts, das viel Platz braucht,
nichts, das abgestaubt werden muß,
nichts, das verloren gehen kann.
Schenkt Ihnen **geistige Güter!**
Schenkt Ihnen zu Weihnachten
ein Abonnement für

das Schweizer Frauenblatt

Ein halbes oder ganzes Jahres-Abonnement zu Fr. 5.80 oder 10.30.

„Meine Mutter macht das alles!"

Von Maria Dehn.

Wo nur meine Jüngste bleibt? Nachsitzen? Möglich ist alles. Ich öffne die Balkontür und lasse mir die reine Luft um den Kopf wehen, durch den die endlose Kette der Dinge summt, die noch zu bedenken, zu besorgen und fertigzustellen sind, bis endlich die ersehnte Ferienreise zur Großmutter aufs Land angetreten werden kann.

Da schallt von der Haustür her meiner Inge etwas schrille Stimme bis zu mir herauf. Sie scheint, wie meistens, Wortführerin zu sein. Aus ihrem erregten Gespräch mit drei Klassenkameradinnen erfahre ich, daß sie und die drei anderen Untenstehenden in einer Schulaufführung als Engel glänzen sollen. Ich staune von oben her wieder einmal die derben Waden und die stämmige Gestalt meiner Inge an. Wie ist die Wahl nur auf sie gefallen? Wohl weil ihre Pausbacken wie Aepfel leuchten und weil ihr Haar aussieht wie ein Weizenfeld in der Julisonne?

Ein dünnes Stimmchen klagt: „Was sich Fräulein Rämisch wohl denkt? Als ob jede einen hat, der ihr so schnell ein Kostüm näht; na, ich habe keinen, wie meine Mutti doch krank ist . ."

Ich beuge mich ein wenig vor: ach, es ist die kleine Trude, ihre Mutter ist seit zwei Jahren in einem Davoser Sanatorium.

„Und ich sollt' Frau Baumann bloß damit kommen!" stellt die kleine Marliese trübselig fest. Marliesens Mutter ist — weggegangen, und in dem großen, öden Hause wechseln die Hausdamen wie die Jahreszeiten.

Die vierte in dem aufgeregten kleinen Kreis ist ein großes, auffallend hübsches Mädchen. Sie schweigt. Jeder weiß ja, daß ihre Mutter tot ist, daß der Haushalt von einer Aufwärterin notdürftig in Ordnung gehalten wird.

„Also ich sage euch", fährt meine Inge fort, laut und unbekümmert, „meine Mutti macht das alles!"

Eine wendet ein: „Aber das dauert doch zu lange; das kann sie doch nicht alles bis morgen fertiebringen?"

„Ach, meine Mutti und nicht fertigkriegen!" triumphiert meine Jüngste, „ich sage euch: wenn meine Mutti auf der Maschine näht, dann rattert das ganze Haus!"

Ich glaube, das ist ein Lob, denn meine Inge hat von jeher mehr Sinn für Lärm als für Stille.

„Wenn sie nun aber doch nicht Maß genommen hat?" meint einer der zukünftigen Engel zögernd.

Inge weiß Rat: „Ach, ich sage ihr dann: „Eine ist ein bißchen dicker als ich, eine ein bißchen dünner, und für dich — sie wendet sich an die kleine, dürftige Marliese — nähen wir unten ein paar Säume ein oder so!"

„Wie" ist gut! Mein Mädel hat in Nadelarbeit immer eine „Drei", ich glaube, nur aus persönlicher Liebenswürdigkeit kann die Lehrerin sich schwer zu einer Vier entschließen.

„Also morgen mittag haben wir ja früher aus; da könnt ihr 'raufkommen zum Anprobieren!" bestimmt meine Inge laut und vernehmlich.

Morgen mittag bin ich also fertig zur Anprobe von vier Engelsgewändern. Interessant.

„Und die zweifünfzig bringen wir dann jede mit!" höre ich eine der andern sagen.

So, also bekomme ich auch den ehrenvollen Auftrag, für jeden Engel Stoff einzukaufen. Für zweifünfzig.

Nun scheinen die Kinder über das Schicksal ihrer Gewänder vollkommen beruhigt zu sein.

„Wenn ich nun bloß heut nicht die vier in der Rechenarbeit hätte", seufzt die kleine Marliese, „mein Vater wird immer gleich so grob!"

„Zeig sie ihm doch nicht!" schlägt meine Inge vor. Guck einer an! Na, sie selber hat kein Vertuschen nötig. Sie bringt seit Jahren in wohltuendem Gleichmaß Dreien heim.

Nun höre ich meine Inge die Treppe herauspoltern. Sie sollte eigentlich nicht poltern. Nun wirft sie in kühnem Schwung das Mappenungetüm auf die Dielentruhe. Sie sollte es eigentlich sein ordentlich neben ihren Arbeitstisch stellen. Doch heute kann ich nicht schelten. Brühwarm wird mir nun die mir nicht ganz unbekannte Geschichte von den Engelsgewändern aufgetischt. In den bitterben Worten ist kein lauerndes Abwarten, kein ängstliches Tasten. Inge ist ganz freudige Sicherheit, ganz felsenfestes Vertrauen auf meine Willigkeit und Fähigkeit. In ihrer frohen Erregung leuchtet und strahlt sie mehr noch als sonst. An diesem warmem jungen Leben entzündet sich in mir eine Flamme von Freudigkeit und Kraft. Wie weggewischt ist der Anfall von Ermattung und Schicksalsstetfühlen!

Meine kleine Tochter, auch du wirst einst ein großes Mädel sein, und in dein Leben werden andere, größere Schwierigkeiten treten als für verlassene Mitschülerinnen Engelsgewänder zu beschaffen.

Laß mich auch dann teilhaben an deinen Sorgen; lege mir von deinen Lasten auf, laß mich mittragen, mittragen nur — schalte mich nicht ganz aus deinem Leben aus. Laß ein ganz kleines Restchen von Unselbständigkeit bestehen als Geschenk für deine Mutter.

Ich werde viel zu sinnen haben an diesem Abend, wenn ich bis tief in die Nacht hinein daßitzen werde und Engelsgewänder nähen für meine Jüngste und für drei fremde kleine Mädchen, deren Mütter krank sind oder tot oder — fortgegangen. . . .

Zweierlei Maß.

Unter dem Titel „Menschliches, allzu Menschliches" veröffentlicht die „Nationalzeitung" eine Reihe von Begnadigungsgesuchen, die sie dem Bericht des Bundesrates an die Bundesversammlung über die Begnadigungsgesuche, die jedes Jahr in der Dezembersession behandelt werden, entnommen hat.

Wir greifen da zwei Fälle heraus. Der eine:

„Gebüßte Radlerin.

„Da wurde eine Tochter zu Fr. 55.70 Buße und Kosten verurteilt, weil sie nachts ohne Beleuchtung mit ihrem Fahrrad auf der Landstraße gefahren ist. Man vermimmt, daß die Verurteilte innerhalb 14 Tagen in der Fabrik Fr. 50 verdient. Um Ermäßigung der Buße verwendet sich die Mutter der Tochter. Zuhause seien schlimme Verhältnisse. Der Familienvater habe einen komplizierten Beinbruch erlitten, der älteste Sohn sei teilarbeitslos. Es wird zugegeben, daß die Buße ziemlich hart ausgefallen sei. Da jedoch das Radfahren ohne Licht sehr verkehrsgefährdend ist, beantragt der Bundesrat Abweisung."

Der andere:

Der „geräucherte" Fuchs.

Fünf Jäger haben mit einem Taschenfeuerzeug in einen Fuchsbau hineingezündet und ihn hernach abgedeckt, wobei der beurteilende Richter den bundesrechtlichen Straftatbestand des Unbotzens oder Einräucherns eines Fuchses als erbracht erachtete. Einer sollte 200 die andern je 100 Fr. Buße bezahlen. Die Begnadigung soll ihnen von der Eidgenossenschaft zuteil werden.

Warum, so erlauben wir uns zu fragen, konnte die Buße der Radlerin nicht von Fr. 55.70 auf Fr. 10.— oder gar Fr. 5.— herabgesetzt werden? Gewiß, Strafe soll sein, denn es muß das Radfahren ohne Licht gebüßt werden. Aber sind Fr. 5.— nicht empfindliche Einbuße, wenn der ganze Verdienst von 14 Tagen Fr. 55.70 beträgt? Die Buße würde so als gerechte Bestrafung empfunden werden können, die zu harte Buße schafft nur Verbitterung und verschärfte Notlage.

Die fünf Jäger? — Ja, vielleicht haben sie die Begnadigung verdient; man müßte wohl Sachverständiger sein, um dies zu wissen, oder doch ein Jägerherz haben, das einfühlend die Situation nacherlebt und milde Gnade vor Recht walten läßt. Das Jägerherz ließ sich erweichen — wo blieb die Einfühlung in die Lage der Fabrikarbeiterin? Wäre nur eine Frau dabei am grünen Tisch, wenn solche Entscheide zu treffen sind, wer weiß? ....

Eine Auskunftstelle für weibliche Geschäftsangestellte

wird ab 1. Januar 1934 im Sekretariat des Vereins ehemaliger Handelsschülerinnen Zürch, Sihlporte, errichtet. Der Schweiz. Verband der Vereine weibl. Angestellter eröffnet diese unentgeltliche Auskunftstelle, die weiblichen Angestellten mit sachkundigem Rat zur Seite steht, wann immer sie ihn brauchen. Eine heute gewiß besonders zeitgemäße Institution, denn die Tendenz, die Angestellte aus dem Handelsgebiet zu verdrängen, wird manche Frau in Situationen bringen, die tatkräftige Hilfe verlangen.

Frau und Volksbank.

Die Eingabe der Schweizerischen Frauenverbände an den Bundesrat hat Erfolg zu verzeichnen:

Von den 11 von der Eidgenossenschaft zu bezeichnenden Delegierten in den neuen Verwaltungsrat der Schweizerischen Volksbank soll einer eine Frau sein. Da der Verwaltungsrat im Ganzen 21 Mitglieder zählt, käme sich diese weibliche Bundesdelegierte aber wahrscheinlich recht verloren vor. Es sollte daher alles daran gesetzt werden, um zu erreichen, daß von Seiten der Genossenschafter, welche über 10 Sitze verfügen, noch mindestens eine, wenn immer möglich aber zwei weibliche Verwaltungsräte gewählt werden. In diesem Sinne sind die Delegierten der verschiedenen Volksbank-Kreise zu benachrichtigen. Der Bund Schweizerischer Frauenvereine hat an dieselben ein Zirkularschreiben gesandt, das in Bern vom Bernischen Frauenbund unterstützt wird.

Die zweite Aufgabe, die unserer Frauen wartet, ist die Gewinnung der weiblichen Genossenschafter und zwar ganz besonders im Hinblick auf die zu Anfang des nächsten Jahres bevorstehenden Wahlen der Kreis-Delegierten. Hier müßte versucht werden, eine größere Zahl von tüchtigen Frauen herein zu bringen, in Bern ist vorgesehen, am Tage vor der Wahlversammlung eine Versammlung der Genossenschafterinnen einzuberufen. Solche Versammlungen wären auch andernorts am Platze, vor allem in Zürich, St. Gallen, Basel, Kanton Waadt, Biel etc.

S.

---

die Sabinerberge hin unzählige Ortschaften die Hügel krönen, mit Kirchen, Burgen und Türmen.

Da liegt Civitacastellana auf einem Felsplateau, dessen Wände steil in die grüne Schlucht der es umfließenden Treja abfallen, an der Stelle, wo sich bereits die Etrusker niedergelassen hatten. Außer dem Dom kann man deutlich die festen Mauern und den Turm der von San Gallo erbauten Burg der Borgia erkennen, wo vor nicht allzu langer Zeit noch gefährliche Banditen in schauerlichen Verließen lagen.

Weiter schweift der Blick zum spitzen Kegel des Monte di Rocca Romana, der den See von Bracciano überragt, zum cimmischen Wald, wo die bekannte Schlacht stattgefunden hat, über die fernen Hügel Umbriens, die Berge der Sabina mit ihren vielen Orten bis zu den schneebedeckten Gipfeln des Terminillo und Monte Velino.

Und drunten in der Ebene weist in metallglänzenden Windungen die Via Flaminia, nun Autostraße, nach Rom, das schon ferne verschwimmt, wie dahinter der Monte Cavo.

Wieviele Heerscharen, wieviele Pilger sah diese Niederung; da zogen sie hin, die Gallier, etwa ein Jahrtausend später die Goten, Vandalen und Langobarden, im Mittelalter die Heereszüge der deutschen Kaiser, Armeen über Armeen, Rom zu gewinnen, alles für Rom und seine Macht!

Die Sonne schickt warmes Licht auf den Berg; die Steine glühen. Es ist so still; nur ein alter Hirt, die Pfeife im Mund, den langen Stab in der Hand, die Jacke über eine Schulter geworfen und die Beine in Lammfell gewickelt, steigt herauf, um nach seinen Tieren zu sehen und ergreift gern die Gelegenheit, mit uns zu plaudern. Nur im Winter sind die Schafe hier oben; im Sommer werden sie gegen den Tiber hin getrieben. Der Soracte ist ohne Wasser; der alte Acquädukt ist zerstört und auch für S. Oreste muß das Wasser heraufgeholt werden.

Nach beendeter Rast begeben wir uns auf den Rückweg, die Tage sind ja kurz und nach Sonnenuntergang wird es kalt. Auch findet man so gut wie nirgends einen warmen Unterschlupf; die Leute kennen keine Heizung außer dem Herdfeuer.

Der Wind bläst uns den steilen Weg hinunter, S. Oreste entgegen und der Schattenkeil, den der Berg ins Tal wirft, wird immer größer. Die ersten lebenden Wesen aus der Ortschaft begegnen uns: Hühner, Esel und Schweine. Alles läuft frei herum. Und dann kommen wir auf die große Straße, an einem finsteren Palazzo vorbei, dessen Formen an Vignola erinnern, gehen durch ein altes Tor und sind im Gewirr dunkler, trübseliger Gäßchen.

Ein Blick in die Kirche, die eine andächtige Gemeinde füllt: unzählige Kerzen von verschiedener Höhe ragen leuchtend vor dem Altar, aber der Gesang ist traurig, er spricht uns nicht von der froh n Kunde der Geburt des Erlösers, er mahnt bereits an Golgatha...

Der dunkle Vorhang fällt hinter uns zu, wir steigen hinab in das abendliche Tal. Letzte Strahlen färben das Felsgestein des Soracte: erst leuchtet er in rötlichen Tönen, dann wird es ein Violett, ein grünlich totes Grau und dann kommt die Nacht.

Julie Schlosser:

Im Lichtkreis meiner Laterne.

Begegnungen mit Tieren und Pflanzen.
Eugen Salzer, Heilbronn, 1934.

„Wer mit seinem eignen Licht nachts unterwegs ist, holt sich Stück für Stück die Welt aus der Dunkelheit — die Straße und die Weggenossen."

Mit diesem Satz beginnt das neue Buch von J. Schlosser, in dem sie uns wieder etwas aus dem Schatz ihrer innersten Erlebnisse, ihrer tiefen Erfahrung fremden Lebens, das sie zu ihrem eigenen machte, mitteilt. Ja, Stück für Stück, hat sie sich mit Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit das Leben erobert, von dem sie hier spricht, herausgeholt aus der Dunkelheit des Nichtgesehenwerdens, aus der freudigen Geborgenheit, wie wir sie noch erblicken an Vögeln und Pflanzen und heilig gewahrt wissen wollen, und auch aus der leidvollen, traurigen Verborgenheit, die Verlassenheit bedeutet, wie sie so häufig das Schicksal der vom Menschen abhängig gewordenen Tiere ist.

Zarte, feine, im Ausdruck vollendete und daher tief in die Seele eindringende Erzählungen und Legenden, für alle Liebhaber unserer „unbekannten Brüder" (Titel von J. Schlossers vorletztem Buch) ein köstbares, zu eigenen „Laternengängen" anregendes Geschenk. Wunderbar lebendig erstehen Tiergestalten vor uns, bis ins kleinste in ihrer Individualität, wo der oberflächliche Blick nichts als die Gattung sieht, erfaßt; so der Vagabund, der verwilderte Berliner Hofkater „Spielmann", dessen kurzes, von Abenteuern erfülltes und doch so tragisches Dasein wir miterleben bis zu seinem vorzeitigen Ende, das eine sanfte Hand ihm so leicht wie nur möglich macht, es vor der Grausamkeit des brutalen, verständnislosen Egoismus bewahrend. An jedem Geschöpf, an jeder Kreatur Gottes, auf die die Dichterin Strahlen ihres Lichtes fallen läßt, erfahren wir, wie wir vom kleinsten aus, vom letzten organischen Leben an der Gleichergrenze vordringen können zum Ganzen, zum Zentrum des Lebens, gleich wie es Dürer gelang, in seinem einzigen Rosenstück das ganze Wesen der Pflanze erschöpfend getreu darzustellen. Und außer mit Tieren und einigen erlesenen Pflanzen bringt das Buch noch eine ganz besondere Bekanntschaft, die mit einer jungen Londoner Tierärztin, „Dui" genannt, eine Frauengestalt, die man nicht wieder vergißt: wunderbares Beispiel für das Verhältnis zwischen Mensch und Tier, wie es sein sollte und noch so selten ist, aber zugleich auch Beweis dafür, welche Tapferkeit, welche Entsagung, welcher Mut für eine Frau dazu gehört, beruflich auf diesem Gebiet heute Pionier zu sein.

Unsagbare Feinheiten finden sich in dem Buch, zwischen den Zeilen verborgen, Zeugnisse der Zartheit aller Liebesbeziehungen, wo das Wort verstummt, nur die Gebärde noch spricht. Gebärde, die gerade im Tier so lebendig, so stark wirkt. Erschüttert nicht das kleine Bild: „Seidenäffchen weint" wie eine große menschliche Tragödie? Ist denn, was da geschieht, nicht auch das gleiche, nur in anderen Dimensionen: der ganze Schmerz einsamen aus seinen natürlichen Zusammenhängen gerissenen, aller mütterlich schützenden Kräfte beraubten Lebens wird erlitten, wehrlos, schuldlos und auch ohne allen Trost.

Am Schluß, den letzten Sinn der einzelnen Begebnisse zusammenfassend, eine Legende: Emmaus. Eine emporgestiegene, verklärte Seele sucht Christus in der Seligkeit — vergeblich — er ist nicht da. Sie wendet sich zurück zur

Organisches wächst langsam.

Von Olive Schreiner.

Wir entnehmen die nachstehende Betrachtung dem Buche von Olive Schreiner „Die Frau und die Arbeit", das 1914 erschienen (Verlag Diederichs, Jena), eine Fülle auch heute noch ganz aktueller Fragen birgt. Olive Schreiner, Tochter eines deutschen Pastors und einer englischen Mutter ist auf dem „Veldt" Südafrikas aufgewachsen und hat den Kampf der Klassen und Rassen in seiner unverhüllten Nacktheit gesehen. Einige Erzählungen in dichterischer Form sind uns von ihr erhalten. Ihr Lebenswerk aber war ein 1888—1899 entstandenes umfangreiches, wissenschaftliches Werk, das den Sinn und die Notwendigkeit der Frauenbewegung vom biologischen und soziologischen Standpunkt aus gedeutet hätte. Als O. Schreiner während des Burenkrieges im Konzentrationslager gefangen gehalten wurde, haben Soldaten ihr Heim geplündert und das fertige Manuskript des Buches verbrannt. Das später niedergeschriebene vorliegende Buch ist nur ein kleiner Teil des zerstörten Werkes. —

„Daß die Frauenbewegung unserer Tage ihren Ursprung nicht bloß von irgendwelchen theoretischen Argumentationen nahm, daß sie bald hier, bald dort in verschiedenen und manchmal scheinbar unvereinbaren Formen an den Tag tritt, daß die Mehrzahl der Teilnehmerinnen infolge eines momentanen Druckes der Lebensverhältnisse zum Handeln getrieben wird und nicht immer fähig ist, die Natur der Ursachen, die sie treibt, verstandesmäßig festzustellen oder die Folgen ihrer Handlungen klar zu zeichnen — dies alles scheidet die Frauenbewegung keineswegs von den großen Reformbewegungen der Menschheit, sondern stellt sie vielmehr nur ihnen in eine Linie, indem es beweist, wie lebensvoll, spontan, wie durchaus organisch und ungekünstelt sie ihrem Wesen nach ist.

Die Tatsache, daß sie sich an einem Ort als leidenschaftliche, manchmal fast zusammenhanglose Forderung nach rechtmäßiger Teilnahme an öffentlichen und sozialen Pflichten äußert, während sie sich anderwärts als entschlossenes Streben nach Bildung fühlbar macht, daß sie sich in einem Land hauptsächlich im Kampf um die Erweiterung der Gebiete weiblicher Lohnarbeit verkörpert, während sie sich in einem andern in erster Linie in dem Bestreben, das persönliche Verhältnis der Geschlechter neu zu gestalten, ausdrückt, daß sie bei einem Individuum sich in leidenschaftlichem und manchmal lärmendem Kampf um persönliche Handlungsfreiheit äußert, bei einem andern still in der Tiefe des eigenen Innern — diesem Hauptschlachtfeld, auf dem alle Fragen menschlichen Fortschritts endgültig ausgefochten und entschieden werden — durchgetämpft wird: all diese Verschiedenheiten und die Tatsache, daß die Durchschnittsfrau ganz von der Arbeit auf ihrem eigenen kleinen Gebiet in Anspruch genommen ist, beweist nicht die Schwäche, sondern die Stärke der Bewegung, die als Ganzes betrachtet eine stetige und fortlaufende ist in der Richtung zunehmender Tätigkeit und Bildung und der Abwehr jeder Möglichkeit weiblichen Parasitentums. Langsam und unbewußt, wie das Kind sich im Mutterleibe bildet, wächst diese Bewegung im Schoße unserer Zeit und fordert ihren Platz neben jenen großen menschlichen Entwicklungen, von denen die Menschen angesichts ihrer Ursprünglichkeit und ihres Zusammenhangs in der Sprache früherer Zeiten zu sagen pflegten: „Sie sind nicht Menschenwerk, sondern Gotteswille."

Wer heute eine große gotische Kathedrale in ihrer endgültigen Gestalt betrachtet, glaubt darin die Verkörperung des Traumes eines einzigen genialen Menschengeistes zu sehen. Tatsächlich aber war die Entstehung eine ganz andere. Jahrhunderte lagen zwischen der Zeit, in der der Grundstein gelegt, und jener, in der der letzte Spitzturm oder die letzte Zinne gebildet ward. Und die Hand, die den Grundstein legte, war niemals dieselbe, die den Schlußstein aufsetzte, Generationen folgten oft aufeinander, arbeiteten an den Wasserspeiern, den Rosenfenstern, den Helmen und starben und hinterließen ihr Werk andern; der Meister, der die ersten rohen Umrisse zeichnete, ging dahin und ihm folgten andere, und die Einzelheiten des vollendeten Werkes hatten oft nur eine blasse Aehnlichkeit mit seinem Entwurf; keiner verstand ganz, was die andern geschaffen oder schufen, aber jeder arbeitete an seinem Platz, und das vollendete Werk war eine Einheit; es drückte nicht die Wünsche und Bedürfnisse eines Einzelnen aus, sondern den Geist jener Zeit. Und für den Bestand des Gebäudes war die Arbeit des Steinmetzen, der sein Leben lang hingebend an den Wasserspeiern und Fensterrosetten meißelte, nicht weniger von Wichtigkeit, als die des größten Meisters, der den Plan schuf. Und vielleicht war jener noch der heroischere; denn für den Meister, der, wenn auch nur unklar, ein Bild dessen vor Augen hatte, was das Werk bedeuten würde, wenn der letzte Stein daran gefügt und die letzte Spitzsäule aufgerichtet sein würde, war es leicht, mit Hingabe und Eifer zu arbeiten, wenn er auch wußte, daß nicht er es sein werde, der diesen letzten Stein fügen und diese letzte Spitzsäule aufrichten, und daß er den Bau in seiner vollen Schönheit und Größe niemals sehen werde; aber für den Tagelöhner, der seine Pflicht tat und Monat auf Monat an seinem kleinen Wasserspeier oder an dem Maßwerk seines kleinen Erkers arbeitete und meißelte, ohne Bild des Ganzen, war es nicht so leicht. Nichtsdestoweniger bedurfte es seiner gewissenhaften Arbeit, bedurfte es der Haufen behauener und verdorbener Steine ringsumher, damit endlich der Bau in seiner ganzen Größe und Schönheit dastehe.

So ist es auch für diejenigen Frauen, deren Weiblick sie befähigt, den großen Segen zu schauen, zu dem die Kämpfe und Leiden der heutigen Generation führen, die hinter der Gegenwart, wenn auch in einer Zukunft, die sie selbst nicht mehr erleben werden, ein freieres und stärkeres Frauengeschlecht erblicken und mit ihm eine kräftigere und entwickeltere Menschheit, nicht so schwer zu entsagen und mit unerschütterlichem Zielbewußtsein zu arbeiten; aber für jene, die das nicht sehen und doch weiterkämpfen, zumeist nur von dem unklaren Bewußtsein getrieben, daß irgendwo in der Zukunft ein großes Ziel ist, zu dem ihr Streben führt, die Jahr um Jahr an den kleinen Wasserspeiern irgend eines Wahlrechtes oder dem Zuhauen des Grundsteines irgend einer Erziehungsreform arbeiten oder einen Stein einfügen, der vielleicht nie ganz den Fleck ausfüllt, für den er bestimmt war und von weggeworfen werden muß, oder die ihr ganzes Leben lang an dem Tragstein irgendeiner Reform in dem Verhältnis der Geschlechter meißeln, um endlich zu sehen, wie er unter ihrem Stichel zerbricht, die über viele Enttäuschungen vielleicht zu keinem Erfolg oder nur zu so geringem oder so verborgenem gelangen, daß nie ein Auge ihn sehen wird, für die mag es nicht leicht sein, zu arbeiten, ohne müde zu werden. Und doch sind es diese Myriaden Arbeiterinnen, die jede in ihrer eigenen winzigen Sphäre arbeiten, mit ihrem engen Ausblick unter endlosem Mißlingen und vielen Enttäuschungen, durch deren Arbeit zuletzt ein höheres und schöneres Verhältnis der Frau zum Leben erstehen wird, wenn ein solches überhaupt kommen soll.

Wenn auf dem Grunde des Meeres ein Seestern am Fuß eines steilen Felsens liegt, scheint es dem Zuschauer, als ob nichts die träge Masse in Bewegung bringen und das Tier niemals den Felsen hinanklimmen könnte. Aber gebt nur acht. Auf der Unterseite, den Blicken verborgen, hat es tausend feiner Fühlfäden, und aus dem Nervenzentrum strahlen Willensimpulse in alle Teile des Körpers, und jedes winzige Fäserchen, dünn wie ein Haar, dehnt sich langsam aus und klammert sich an der nächstliegenden kleinsten Rauheit des Felsens an; bald läßt ein winziger Fühlfaden seinen Halt fahren, bald hält er sich wieder fest, und so gelangt langsam, langsam die ganze träge Masse zum Gipfel."

Was sagt die Leserin?

Eine langjährige Abonnentin schreibt uns aus London:

Gestatten Sie einer beinahe 30 Jahre in England wohnhaften und daselbst verheirateten Schweizerin, die mit den politischen und sozialen Verhältnissen ihrer neuen Heimat gut vertraut ist, einige Bemerkungen zu dem Thema „Führerschaft u. Demokratie", das von der Tante O. in ihrem offenen Briefe an ihre Nichte so meisterhaft behandelt wurde. Es drängt mich, in dieser von Zweifeln und Pinkelmut erfüllten Zeit eine Lanze zu brechen für die schweizerische Demokratie, die gegenwärtig solch ungerechten und unüberlegten Angriffen ausgesetzt ist. Und wenn man gar gewisse Vergleiche mit dem Ausland mit anhören muß, wobei die schweizerische Demokratie den Kürzern ziehen soll, so treibt einen der Gerechtigkeitssinn, gegen eine solche Verzerrung der Tatsachen zu protestieren.

In dem erwähnten offenen Brief war von der englischen Form der Demokratie die Rede, der besonderes Lob gespendet wird, obschon sie dem Bürger weniger politische Rechte einräumt, als die schweizerische. Mit der Stimmabgabe für den Kandidaten ist die Sache erledigt. Von Referendum und Initiative wollen die Engländer nichts wissen. Abgesehen von andern Erwägungen, die nicht alle demokratischer Natur sind, schrecken sie zurück vor der politischen Mehrarbeit, die damit verbunden sind, und man begreift dies ganz gut, wenn man bedenkt, welch kolossaler und kostspieliger Apparat hier bei einer Wahlkampagne in Bewegung gesetzt wird und welch ungeheure Rednerarbeit der Kandidat bei Parlamentswahlen leisten muß. Der Prospekt wird abgelehnt, weil man befürchtet, daß sich der Wähler darin nicht zurechtfinden würde. Das komplizierte schweizerische System setzt eine höhere politische Intelligenz der Wähler voraus. Und wie reimt sich die Existenz des englischen Oberhauses (House of Lords) mit einer demokratischen Staatsform?

Ich will indessen zugeben, daß es nicht so sehr auf die Form, als auf den Geist, das demokratische Empfinden, ankommt. Auch da darf sich die schweizerische Demokratie gewiß mit Stolz sehen lassen.

Wo findet der demokratische Gedanke in solchem Maße Ausdruck, wie in der schweizerischen Volksgemeinschaft? Zeugt nicht die ganze Lebensgestaltung des Schweizervolkes, sein Zusammenleben und Zusammenwirken, seine gemeinnützigen Einrichtungen und Werke von einem tiefern demokratischen Empfinden, als dies anderswo in Erscheinung tritt? Ich möchte hier besonders auf die schweizerische Volksschule hinweisen, in der sich die Kinder aller Stände zusammenfinden, man denke an die schmucken Schulhäuser mit offenen Spielplätzen in Stadt und Land. In England gehen die Kinder „besserer" Stände in Privatschulen, damit sie mit den Kindern der untern Volksklassen ja nicht in Berührung kommen; der Standesdünkel spielt immer noch eine große Rolle und ich könnte die Beispiele von „Snobbery" (Vornehmtun) ohne Mühe häufen: mit wirklichem demokratischem Empfinden ist das unvereinbar. Dann vergleiche man die Wohnverhältnisse, welche die Schweizer-Demokratie geschaffen hat, mit den überfüllten Behausungen der englischen Industriestädte, deren graue Eintönigkeit ein so trostloses Bild bietet (es soll dieser nationalen Schande nun endlich auf den Leib gerückt werden). Wie wohltuend wirkt dagegen das saubere, schmucke Straßenbild, das sich in den Schweizerstädten und Dörfern dem Auge darbietet, unentstellt durch häßliche Plakate und mit Fetzen beklebte Reklamewände. Die krassen sozialen Gegensätze zwischen großem Reichtum und trostloser Armut, der enorme Abstand zwischen den fürstlichen Einkommen der Männer in obern Stellungen und den niedrigen Löhnen der heroischen Grubenarbeiter stehen gewiß in schreiendem Widerspruch zum demokratischen Gedanken. Großes hat die Schweizerdemokratie namentlich auch geleistet in gemeinnützigen Werken, wie Flußkorrektionen, Wildbachverbauungen, Wasserversorgungen usw., all das hat der demokratische Gemeinsinn mit großen Opfern geschaffen, und in dieser Hinsicht darf die Schweiz dem mächtigen England als Vorbild dienen, denn Ueberschwemmungen und Wassermangel kommen hier jedes Jahr regelmäßig vor, ohne daß bisher Abhilfe geschafft worden wäre.

Nein, die schweizerische Demokratie braucht sich ihrer Werke nicht zu schämen und keine „Führerherrschaft" könnte größere Errungenschaften aufweisen, als wie sie der gemeinnützige Sinn eines freien Volkes im Vertrauen auf das in den ewigen Menschenrechten wurzelnde demokratische Prinzip zustande gebracht hat.

M. Console-Baumgartner.

•

In ihrem Artikel „Der Weihnachtsbaum" (Schweiz. Frauenblatt, 15. Jahrg., Nr. 50) spricht Fanny Jäger den Wunsch aus, daß im Schmuck des Weihnachtsbaumes wieder feinerer Geschmack zum Ausdruck käme. Ich möchte darauf hinweisen, daß das Innerschweizer Heimatwerk, Ulmenstr. 6, Luzern, kunstgewerblichen Christbaumschmuck herstellt, reizende Engelsfiguren in verschiedenen Stellungen aus flachem Holz geschnitten, und in feinen Farben getönt. Diese bilden nicht nur für den Christbaum, sondern auch in jedes Kinderzimmer einen sinnigen Schmuck. J. Schwyzer.

Muß das sein?

Zurzeit berät eine kantonsrätliche Kommission die Vorlage für ein neues zürcherisches Wirtschaftsgesetz. Schon während der Beratungen im Schoße des Regierungsrates wurden seitens der Großrestaurateure Stimmen laut, es möchte mit Rücksicht auf den Fremdenverkehr die Polizeistunde an Samstagen allgemein auf 1—2 Uhr nachts hinausgeschoben und darüber hinaus die Offenhaltung einiger Großrestaurants bis 1—3 Uhr morgens gegen Erlegung einer Gebühr und unter Innehaltung eines gewissen Turnus' gestattet werden. Diese Anregungen wurden vom Regierungsrat und zunächst auch von der zuständigen kantonsrätlichen Kommission abgelehnt. Nun hat sich aber auch der zürcherische Wirteverein diese Postulate zu eigen gemacht und der kantonsrätlichen Kommission eine entsprechende Eingabe, die am 8. Januar 1934 behandelt wird, eingereicht. Den von den Wirtekreisen geltend gemachten Argumenten ist einmal entgegenzuhalten, daß die seinerzeit geschaffenen Dancings von den Fremden auch nur in kleiner Anzahl besucht worden sind. Darüber hinaus stehen aber der angeregten Erweiterung schwere moralische und durch den Schutz der Familie und des im Gastgewerbe tätigen Personals bedingte Bedenken entgegen. Hier würden Schäden eintreten, die den überdies durchaus nicht von vornherein feststehenden wirtschaftlichen Vorteil mehr als ausgleichen würden. Es ist deshalb die Pflicht aller verantwortungsbewußten Volkskreise, zu verhindern, daß die Postulate der Wirtekreise in der Vorlage Eingang finden. M. S. G.

Warum ist die Prohibition gefallen?

Der Direktor des Internationalen Büro gegen den Alkoholismus, Dr. R Hercod, schreibt über die Niederlage der amerikanischen Prohibition:

„Die Ursachen dieser Niederlage sind nicht schwer zu entdecken Es war ein Fehler, ein dauerndes Verbot mitten im Krieg zu entscheiden, als die Kriegspsychose die Nation beherrschte und man zu allen Opfern bereit war. Eine solche gehobene Stimmung kann ja nicht lange dauern Es war ein Irrtum, zu glauben, daß man die Prohibition in den großen Städten und gegen die großen Städte durchführen könnte. Ein großer Teil der Verantwortung trifft auch die Anhänger des Verbots selbst Viele glaubten an die magische Macht des Gesetzes und stellten ihre Arbeit ein. Andere begannen die erzieherische Tätigkeit zu vernachlässigen und beschränkten sich auf die politische Aktion. Sie legten das Hauptgewicht auf die Wahlen; es schien ihnen genügend Leute abzuordnen, die — wenigstens dem Namen nach — Anhänger des Verbotes waren."

Der Direktor des Internationalen Büro schließt seine Betrachtungen mit der folgenden beherzigenswerten Erklärung: „Wenn unsere Jugend sich von den Trinksitten abwendet, wie sie es schon tut, wenn sie andere Freuden als die Wirtshausfreuden kennt, so wird die Gesetzgebung an Bedeutung verlieren. Gesunde alkoholfreie Getränke, wie Süßmost und Milch sollten immer mehr verbreitet werden und allmählich werden Trinkzwang und Trinksitten verschwinden Die entschiedensten Prohibitionisten werden zugeben, daß diese Ueberzeugungsmethoden dem Zwang vorzuziehen sind. Allerdings ist der Zwang manchmal notwendig, er ist aber immer ein notwendiges Uebel."

Der freundliche Zürcher-Polizist.

Eine wahre Geschichte.

Es wollte da eines Abends eine junge Dame beim Bahnhofplatz die Straße überqueren. Zufolge des leichten Schneefalls, der Laternenbeleuchtung und nicht zuletzt infolge wirklich sträflicher Zerstreutheit, übersah sie die am Boden angebrachten „Knöpfe", welche die Passage markieren und lief auf verbotenen Pfaden, worauf sie vom diensthabenden Polisisten angerufen wurde:

„He dete, chöned Sie d'Straß nüd richtig passiere! Aber natürli, d'Wyber, die laufed umenand wie t'Sünd!"

Alle Achtung vor der schweizerischen Bodenständigkeit, aber einige Stunden Anstandslehre bei den Londoner Bobies könnten diesem Herrn sicherlich nicht schaden.

Von Büchern.

Die Frau in der Schweiz.

Jahrgang 1934. (Verlag Holenstein & Co., Bern). Ein Kalender? Viel mehr als das. Unter der zielbewußten Redaktion von Elisabeth Thommen planvoll und straff zusammengestellt, bietet das reichhaltige Material in Wort und Bild eine Menge des Wissenswerten. Probleme des Frauenlebens werden knapp und klar herausgestellt oder auch künstlerisch im Gedicht, in der Skizze behandelt. Bekannte Namen unserer Schweizer Schriftstellerinnen, wie Lisa Wenger, Ruth Waldstetter, um nur einzelne zu nennen, sind vertreten. In Rundfragen hat die Redaktorin es verstanden, die Meinungen vieler Prominenter über die Stellung der Frau im Schweizerlande herauszulocken. Alles in allem: Eine Publikation, die mit ihren 100 Seiten trefflich Aufschluß gibt über manche Frauenfragen, und die gleichsam in Momentbildern festhält, was die Schweizerfrau als Einzelne und in ihren Verbänden leistet und was alles sie bedrückt. Das Buch, amüsant und aufschlußreich zugleich, dürfte geeignet sein, Gegner der Frauenrechte zu Freunden zu machen — wenn sie es lesen. Man gebe es in ihre Hände. B.

Kleine Rundschau.

Familienfürsorge in Frankreich.

hp. Mit Oktober traten für die Betriebe der Metall-, Bau-, Textil- und chemischen Industrie Bestimmungen in Kraft, welche zum Beitritt in die französischen Familienausgleichskassen verpflichten. Damit kommen der Arbeiterschaft Lohnzulagen nach Größe der Familien zu.

Redaktion.

Allgemeiner Teil: Helene David, St. Gallen, (abwesend);

Vertretung: Emmi Bloch, Zürich, Limmatstraße 25. Tel 32,203

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstr 142. Tel 22,608

Man bittet dringend unverlangt eingesandten Manuskripten Rückporto beizulegen, ohne solches kann keine Verpflichtung für Rücksendung übernommen werden

Erde. Dort trifft sie ihn auf neuer Wanderschaft, die letzte der „Begegnungen", bei den Verlassenen, den unschuldig Blutenden, den Tieren. Da ist er, und da wird er noch weilen, bis endlich dem „Narren der Kreatur" sein Recht geworden, der unbekannte Bruder liebend vom Menschen erkannt worden ist. Elisabeth Hahn.

Rudolf von Tavel:

Meischter und Ritter.

Verlag A. Francke, A.-G., Bern.

Gewiß, es ist nicht leicht, sich in den Berner Dialekt hineinzulesen. Mancher, der seine Bücher lieber diagonal von links oben in gerader Linie nach rechts unten durcheilt, der das heutige „Tempo" dem Genusse einer behaglichen eingehenden Lektüre nicht opfern zu können glaubt, wird den stattlichen Band, den R. von Tavel auf den Weihnachtstisch legt, nur zögernd oder gar nicht in die Hand nehmen. Wer die Mühe nicht scheut, der verfällt nach wenigen Seiten schon dem Reiz dieser ganz meisterhaft geformten und gekonnten Sprache. Wie sie sich von den Händen dieses Bildners modulieren und biegen läßt, innig, voll heimlicher Poesie hier, knorrig und kantig dort, das ist schlechthin herrlich. Und knorrig und kantig war jene Zeit der lombardischen Feldzüge, des Reislaufens, Ablaßhandels, der religiösen Disputationen und geistiger und physischer Händel. Dem Toben und Tosen einer furchtbaren Schlacht wird der Berner Dialekt so gerecht wie der Stunde der Verzückung und Offenbarung, die ein Künstler in der Certosa di Pavia durchlebt. Das ganze, intime, köstlich-echte Kolorit des Berner Patrizier- und Bürgermilieus liegt auf jedem Wort, das die wehrhaften, charakterfesten Menschen sprechen, und bleibt sich treu, ob die Erzählung gemächlich durch Frühlingsgrün oder Sommerland schlendert, oder ob sie sich dramatisch zu Weltgeschichte ballt.

Zwei Hauptfiguren stehen im Kerne des reichbewegten Zeitbildes: Niklaus Manuel, der Meister, Maler, Staatsmann, und Ritter Kaspar von Mülinen, sein Freund. Letzterer, eine prächtige Figur, wie aus Holz geschnitzt, hält unverbrüchlich zum alten Glauben, zu Kirche und Staat. Ersterer, der Künstler, mit einem Tropfen Italienerblut, wird vom Leben rauher angefaßt, kämpft sich empor und hindurch, um auf der Höhe seines Ruhmes der Kunst zu entsagen und als Kämpfer für die Wahrheit mit dem Wort und der Feder zu fechten. Sein „Totentanz", mit dem er dem Volke die Augen öffnen will, wird mißverstanden, seine „Madonna" soll zu Wunderzwecken mißbraucht werden. Angewidert, opfert er seine Kunst und sich selbst der mit Macht eindringenden neuen Religion, der Reformation.

Wo ein so großes Wissen und eine so vornehme Gesinnung einer so starken künstlerischen Hand gehorchen, da entsteht ein „Meischter-Buch".

Ein zweites Berner Dialektbuch kann hier noch mit erwähnt werden, obwohl es in seiner gefälligen Anspruchslosigkeit im Schatten des eben besprochenen fast erdrückt werden könnte. Im Gegensatz zum städtischen Bern des 16. Jahrhunderts spricht hier die Landschaft von heute oder gestern. Bettergötti (Jakob Bürki) erzählt unter dem Titel „Ob em Dörfli" allerhand „Wüschteri und Gschichte" aus dem Bernbiet. Die kurzen, meist drolligen Geschichten, behaglich, im breiten Berner Landdialekt erzählt, eignen sich trefflich zum Vorlesen (für den, dessen Mundbeschaffenheit den Ansprüchen der Bernerburli genügen kann). Sind es auch keine weltgeschichtlichen Konflikte, die sich im Dörfli abwickeln, so sind es kleine, manchmal tragische Schicksale kleiner Menschen, die, mit Liebe und Humor nacherzählt, unsere Sympathie und unser Mit-freuen und -leiden wecken.

Erschienen ist auch dieses Buch im Verlag A. Francke, A.-G., Bern. M. P.-U.

Meinrad Lienerts neuer Roman.

Der den Lesern der „Neuen Zürcher Zeitung" aus dem Feuilleton schon bekannte neueste Roman Meinrad Lienerts „Das Glöcklein auf Rain" ist nun in hübschem Einband als Buch im Verlag von Huber in Frauenfeld herausgekommen. — Mit Recht erscheint das Glöcklein im Titel dieser anziehenden Erzählung. Ist es doch auf dem reichen stolzen Hof auf Rain die Kinderin von Geburt und Tod, den Ereignissen, von welchen her das ganze Geschehen bestimmt wird. Und ist, aufgehängt in dem von einem Urahn der Familie Hochrütiner speziell zu diesem Zwecke auf dem Dache errichteten Türmchen, zugleich Symbol für die Achtung, welche der Hof und das mit ihm seit Generationen verbundene Geschlecht in der ganzen Umgegend genießen. Von den vier Gliedern der letzten Generation bleibt allerdings nur Hansbaschi Hochrütiner, der Aelteste und Erbe des Hofes, als Bauer der Scholle und durch seine ganze Lebensführung der ehrwürdigen Tradition seiner Familie verbunden. Der nächste Bruder dagegen, der verbummelte Ehemistedunt und allzu weinfreundliche Weinreisende Ludi tritt selten in nüchternem Zustand auf, während der dritte, „der steinstaudendürre Krämer aus dem billigen Laden", ihr skrupellosen Geldzusammenscharren menschlich peinlich erstarrt u. die ebenfalls recht geschäftstüchtige nüchtern robuste „hoch- und breitschultrige Schwester Brigitt" ihren höchsten Lebenszweck im materiell gut fundierten Fortkommen ihrer beiden Söhne sieht.

Aus dem Gegensatz nun zwischen dem begehrlich nach dem Besitz des Bruders gerichteten Streben der drei Geschwister und dem arglosen aber doch besonnen auf Erhaltung seines rechtmäßigen Besitzes gerichteten Willens dieses Bruders baut Lienert die Handlung seines Romanes auf. Die kieblosen Machenschaften der drei, durch welche sie dem verwitweten kinderlosen Hansbaschi eine zweite Frau in die Hände spielen, von der sie glauben, daß sie wie die erste kinderlos bleiben werde, schlagen zum wohlverdienten Nachteil ihrer Urheber aus. Denn nicht den Tod des Bruders, wie die aufsorchenden und schon als lachende Erben sich gebärdenden Geschwister mit Sicherheit annehmen, kündet das Glöcklein auf Rain am Schlusse des Buches, sondern die glückliche Geburt eines Zwillingspaares, das den frohen Eltern die Zukunft des Hofes sichert.

Meinrad Lienerts Buch ist ein neues Zeugnis seiner schlichten, echten Erzählungskunst. Der Stoff bleibt auf einen bestimmten bäuerlichen Kreis begrenzt, aber die lebendig realistische charakterologische Darstellung gewinnt durch ihr Vordringen ins allgemein Menschliche weitere Horizonte. Die Sprache erhält ihre Würze von der Mundart her und läßt in den Naturschilderungen etwas von dem heiter sonnigen Naturempfinden des Dichters durchleuchten.

Elsi Hagnauer.

Wo es an der GESUNDHEIT fehlt, ist OVOMALTINE Das willkommenste Weihnachtsgeschenk!

Ovomaltine in Büchsen zu Fr. 2.— und Fr. 3.60 überall erhältlich.

Dr. A. WANDER A.-G., BERN

A 183

SALAMI
als Festgeschenk

Extrafeine **echte ungarische,** erste Weltmarke, spez. Fabrikationsverfahren, hochwertig, als italienische, kompakte, schnittreife „chüstige", milde Ware, hochr. u. sehr fleischig (wenig Speckeinlage), amtlich garantiert **ohne** Gefrierfleisch. Stücke ca. 1–1½ kg, Einführungs-Reklamepreis Fr. 5.60 p. kg, bei 3 Stück **Fr. 5.30.**

Ticino-Schweizer Salami
(h Mailänder Art)
Fr. 4.45 per Kilo, sofort lieferbar gegen Nachnahme. Bei Auftrag bitte Zeitung angeben. P 8381 Y

Schweiz. Vertretung ungar. Produkte, Transit 885, Bern

Qualität Kolb Seifen Marken
Seifenfabrik Jak. Kolb, Zürich
P 153 Z

Flechten
jeder Art, auch Bartflechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte Flechtensalbe „Myra". Preis kleiner Topf Fr. 3.—, gr. Topf Fr. 5.—. Zu beziehen durch die Apotheke Flora, Glarus P 61-1 Gl.

Für die Festtage
empfehlen wir unsere
feinsten geräuchten Fleischwaren
eigener Schlachtung, mild gesalzen 324-3
Schüfeli, Hämmli, Rippli
Beinschinken, Rollschinken
Lachsschinken, Delikateßschinken, Saftschinken in Dosen
Vorzügliche Charcuterie
Ia Dauer-Wurstwaren
Alles zu vorteilhaften Preisen
BELL

Locarno – Monti
Pension Olanda (Walter)
Herrl., staubl. Lage. Balkone und Loggien Südzimmer m. fließendem Wasser Park mit Sonnen-Bad. Pension Fr. 6.50. Tel 27. P 1974-2 O

Berücksichtigen Sie die Inserenten dieses Blattes

Ia Strickwolle!
Garantiert unbeschwerte, sehr ausgiebige, nicht filzende, nicht eingehende, weiche **Strickwolle,** die 50 g-Strange zu **55 Rp.,** bei Bestellung von mindestens 10 Strangen **50 Rp.** (Fabrikpreis). Farben: schwarz, grau, dunkelgrau, h'braunmeliert, d'braunmeliert, beige. **Militärsocken,** extra verstärkt, per Paar **Fr. 2.30,** b. Bestellung v. mehr als 6 Paar zu Fr. **2.30** (Heimarbeit). Abs. seriöse Bed. Postnachnahme. Nichtpassendes zurück P 5953 Bn
Lana-Wollhaus Zurzach (Aargau)

Städtische Mädchenschule Bern
Kindergärtnerinnenseminar
Nach Ostern 1934 beginnt ein neuer zweijähriger Bildungskurs für Kindergärtnerinnen.
Anmeldungstermin: 20. Januar
Aufnahmeprüfung: 8. und 9. Februar
Nähere Auskunft erteilt der Vorsteher. Schriftlichen Anfragen beliebe man das Rückporto beizulegen.
Bern, den 7. Dez. 1933. Der Seminarvorsteher:
OF 3703 B **G. Rothen**

Bei Adreß-Änderungen

soll selbstverständlich auch die alte Adresse angegeben werden. Nur dann kann für eine prompte Spedition garantiert werden.

Die Expedition.

Jeder Abonnent mache es sich zur Pflicht, im neuen Jahre dem Blatte einen neuen Leser zuzuführen

Verkaufsmagazine in:
Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, La Chaux-de-Fonds, Luzern

MIGROS

Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Delsberg, Pruntrut, Zofingen

OF 30-50

Druck erzeugt Leistung

Man weiß, wie die Migros unter Druck gestellt ist, wirtschaftlich und politisch. In letzter Zeit hat allerdings die politische Treiberei etwas nachgelassen, es hellt langsam auf und der wahre Wert oder besser Unwert gewisser „Import-Schlager des Wortmarktes" wird den denkenden Politikern klar. Es sieht so aus, wie wenn die „Köpfe" unter diesen langsam wieder Meister würden über den „Chor". Auch die Windrichtung hat sich etwas verändert — der vollständig entwertete Kurs des Konsumentenpapiers ist eher etwas im Steigen begriffen. Es wird da und dort nicht mehr so positiv behauptet, Konsumentenpolitik sei für Politiker und Presseleute nicht mehr interessant.

„La chasse au consommateur" hat an Fröhlichkeit etwas abgenommen und es wird verschiedenerorts der Ernst des Themas wieder erkannt. Unser Hauptbestreben ist es, für folgende Idee Verständnis zu wecken:

„Die billigen Importprodukte sind dazu da, um für den Verbraucher einen Ausgleich zu schaffen für die höheren Preise der Inlandprodukte, so daß es möglich werde, auf diese Art dem Schweizer Bauern zu helfen."

Das ist nichts Neues. Das haben wir ja schon bei der Regelung der Getreideeinfuhr getan, wo das billige Auslandgetreide das viermal so teure Inlandgetreide verbilligt und so einen niedrigen Brotpreis für den Konsumenten und einen hohen Getreidepreis für den Bauern schafft.

Ist es nicht das, was wir nötig haben: Lösungen, die für die beiden großen Gruppen Erzeuger und Verbraucher tragbar sind? Weshalb wir die größten Schwierigkeiten haben, solche Lösungen durchzubringen? Weil der Glaube besteht, daß

allgemein höhere Nahrungsmittelpreise

die Lösung für den Absatz unserer landwirtschaftlichen Produkte bedeute!

Dabei wird ganz außer acht gelassen, daß allgemein höhere Lebensmittelpreise die Kaufkraft schwächen, sei es für die Aufnahme unserer landwirtschaftlichen Produkte, sei es für die Anschaffung unserer gewerblichen Produkte.

Das Problem der Probleme

der Wirtschaftspolitik wird aber — das ist sicher — besonders für die nächste Zukunft die

Erhaltung der Kaufkraft

sein: sie hilft, gegenüber dem Ausland den Absatz für unsere Boden- und Industrieprodukte zu erzwingen, gegenüber dem Inlandmarkt die Nachfrage lebendig zu erhalten. Sicher ist die Erhaltung der Kaufkraft keine neue Idee, ihre Wichtigkeit ist auch vom Volke anerkannt worden, das für die Erhaltung des Lohnniveaus solidarisch eingetreten ist und dafür eigentliche Opfer gebracht hat.

Es scheint uns, daß mit der Kaufkraft, die durch den Einkauf bei der Migros geschont wird, gerade heute allerhand angefangen werden kann.

Damit zahlt man an:

1. den Lohnausfall bei Arbeitslosigkeit, Kurzarbeit und Lohnabbau;
2. den Ausfall an Erlös landwirtschaftl. Produkte:
3. die höheren Staats- (Krisen-!) und namentlich Gemeindesteuern;
4. den Zinsenausfall auf gewissen Papieren;
5. den Kohlen-Mehrverbrauch bei der jetzigen Kälte.

Und wer von all diesen Feinden des Einkommens verschont ist, der verwendet die geschonte Kaufkraft ausgiebig für den Weihnachtseinkauf: Damit kommt Geld unter die Leute, und rollendes Geld schafft wiederum Einkommen.

Der politische Druck auf die Migros und nicht minder der wirtschaftliche, können immer **nur** einen Effekt haben, den, die Migros-Arbeitgeber mit den Arbeitnehmern und diese beiden mit den Lieferanten, diese ganze Gruppe aber mit dem großen Kontingent der Verbraucher **immer fester zusammenzuschweißen.** Die nobelste Aufgabe dieser Gruppen aber wird es immer und unentwegt sein, als Konsumenten freundschaftliche Abnehmer und Helfer der Produzenten, namentlich der landwirtschaftlichen, zu sein.

Druck erzeugt Leistung —

aber auch Erneuerung der Gesinnung: Noch nie haben wir unsere Anfangsgrundsätze so richtig gefunden, und in keiner Zeit konnten sie soviel Gutes wirken als gerade jetzt.

Gegen Gleichschaltung setzen wir Zusammenarbeit!

Unser Ziel bleibt unverändert:

Stärkung des Produzenten durch gute Preise. Stärkung der Kaufkraft des Konsumenten durch niedrige Preise. Darin besteht der große Wert des Migros-Verteilungs-Systems!

Volksbank

Viel gezahlt und viel geschrieben wurde in Sachen. Jetzt ist **eines** eminent wichtig: Die Volksbank muß richtig weiterexistieren und geschäften können, damit die Volks- und Bundes-Millionen auch Zins tragen und erhalten bleiben.

Klar ist, daß keine einzige Bank jetzt so sicher überwacht und gut behütet ist wie die Volksbank: Man muß schon in Aengsten sein, daß sie jetzt vor lauter Behütern überhaupt keine Anlagen mehr wird machen können.

Wer die Volksbank heute durch Geschäfte berücksichtigt, unterstützt eine Volkssache.

In unserem Inserat vom Freitag, dem 15. Dezember, sollte es unter dem Titel **„Der Unterschied"** heißen:

„.... Die Migros **führte bisher** keinen einzigen Artikel, der nicht rein nach Sachwert und Marktwert kalkuliert wäre . ."

Im gleichen Inserat schrieben wir unter dem Titel **„Schweizerfrau":**

„Wir sind stolz darauf, daß wir es fertigbringen, unser Geschäft, im Gegensatz zu allen andern Kollegen (mit Ausnahme einer Privatfirma in Basel) zu führen ohne den Verkauf alkoholischer Getränke."

Inzwischen hat sich auch von **St. Gallen** eine Firma gemeldet, die keinen Alkohol führt.

Ein seltener Fall:

Im Jahr 1930 ging unsere Guetzlibäckerei in Meilen auf. Seither, all die Jahre hindurch, ist kein Gramm Oel oder Fett, sondern

nur reine Butter

in unserer Bäckerei verwendet worden, Butter, die das Vierfache eines guten Fettes kostet.

Es wird also noch konservativer gewirtschaftet, als es die verehrte Hausfrau selbst tut.

Wir führen folgende Meilener-Spezialitäten:

Petit-Beurre	100 g Paket	25 Rp.
Biskuits „Albert"	125 g Paket	25 Rp.
Mailänderli	300 g Paket	Fr. 1.—
Butterkonfekt (mit dem höchsten Buttergehalt)	150 g Paket	50 Rp.
Prussiens	8 Stück	50 Rp.
Zwieback	250 g Paket	50 Rp.
Schokolade-Makronen	240 g Paket	50 Rp.
Champagner-Stengel	10 Stück	50 Rp.
„Totenbeinli"	12 Stück	50 Rp.

Nur in den Magazinen:

Honigkrapfen	8 Stück	50 Rp.
Cocos-Makronen	250 g Paket	50 Rp.
Mandel-Makronen	170 g Paket	50 Rp.
Basler Leckerli	150 g Paket	50 Rp.
Anisskonfekt	220 g Paket	50 Rp.
Meringues	7 Paar	50 Rp.

Spezialofferte

Herzkirschen ½ Dose **85** Rp.
Vierfruchtkonfitüre per Kilo **55** Rp.
(2 kg Kessel Fr. 1.10, nur in den Magazinen erhältlich.)

Festpackungen

Datteln 520 g - Schachtel **Fr. 1.—**
Caramels „Mi-Ka-Mu"
große Schachtel mit 243 Stück **Fr. 2.50**
mittlere Schachtel mit 120 Stück **Fr. 1.25**
Mandelkonfekt 150 g - Beutel **Fr. —.50**
Butterkonfekt 150 g - Beutel **Fr. —.50**
Butter- und Mandelmischung 300 g - Beutel **Fr. 1.—**

Schokolade:
Einzelne Sorten in Festpackungen zu **2 Tafeln Fr. —.50**
Schokolade-Täfelchen, 2 Schachteln à 12 St. **Fr. 1.—**
Packungen zu 4 Tafeln:
2 Tfl. Jowa-Milchschokolade à 100 g
2 Tfl. „Hadlaub", Haselnuß, à 85 g **Fr. 1.—**
2 Tfl. „Jomanda", Mandelmilch à 85 g
2 Tfl. Mokka-Milch à 85 g **Fr. 1.—**
Gefüllte Schokolade: Nougat-Creme aux Fruits, 175—185 g netto **50 Rp.**

Waffeln:
Milch-Nuß, Schokolade-Nuß, Kakao 196—204 g netto **Fr. —.50**

Pralinen:
Große Festpackung à 1 kg netto **Fr. 5.—**
Mittlere Festpackung à 435—450 g netto **Fr. 2.—**
Kleine Festpackung à 215—225 g netto **Fr. 1.—**

Spargeln „Del Monte", large size white und large size green gr. Büchse **Fr. 1.50**
Hawaii-Ananas „Del Monte" gr. Büchse **Fr. 1.50**
Aprikosen (halbe) gr. Büchse **Fr. 1.—**
Pfirsiche halbe, geschält (Meilener), große Dose **Fr. 1.-**
Pfirsiche, kalif. „Delmonte", gr. Dose **Fr. 1.50**

Engl. Plum-Cakes **Fr. 1.-**
(auch an den Wagen)

Teigwaren-Suppeneinlagen (Sternli und Teiggerste), Sup.-Qual. ½ kg **24** ¼ Rp.
(515 g Paket 25 Rp.) nur i. d. Magazinen

Randensalat ⅔ Büchse **30** Rp.